

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 23

Artikel: Schweizerdeutsch schützt Schweizerbrauch
Autor: Blatter, Th.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Klappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu und nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hät-

ten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzähl mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt ihr wieder zu Fuß heingehen und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr Essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht auschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Arzt, und ich versteh' Euch wohl,“ und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre 4 Monate 10 Tage gelebt wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Schweizerdeutsch schützt Schweizerbrauch

Die schweizerdeutschen Mundarten spielen in unsern Volksbräuchen eine überaus bedeutsame Rolle. Viele dieser Bräuche werden wesentlich durch den sie fassenden und formenden Dialekt getragen, bewahrt und weiter überliefert. Zerbräche ihr Gefäß, die Mundart, so müßten auch sie zerrinnen und verderben, wie der Wein eines zerbrochenen Kruges.

Wie Prof. Dr. Richard Weiß, Dozent für Volkskunde an der Universität Zürich in einem in der „Gruppe Züri“ des „Bundes Schweizer-tüütsch“ gehaltenen Vortrage ausführte, ist schon unser Schweizerdeutsch selber, als tägliche Umgangssprache sämtlicher Volksschichten ein eigener Brauch, ja der weitaus bedeutsamste und fruchtbarste unseres ganzen Volkslebens; denn

er verbindet und bewirkt Gemeinschaft, er bewahrt auch das besonders geprägte Erfahrungsgut und Gedankengut unserer Altvordern und ermöglicht dessen Weitergabe an die Nachkommen in seiner schweizerischen Eigenart und Ursprünglichkeit. Und da sich jede Gegend, oft auch jedes Dorf, mundartliche Besonderheiten leistet, kann sich auch jeder eigentümliche Ortscharakter in ihr kundgeben und formen. Daher wäre für unser Deutschschweizertum nichts verhängnisvoller, als die Zerstückelung unserer Mundart zugunsten einer Umgangssprache, heiße diese dann Deutsch, Kunstalemanisch, Französisch oder sonstwie. Denn wir verlören damit nicht nur einen sprachlichen Reichtum sondergleichen (um den uns mundartlose ausländische Sprachgelehrte inbrünstig beneiden), sondern auch eine große und schöne einheimische Seelenlandschaft von Bräuchen und Umgangsformen würde gleichfalls zur einförmigen Wüste, da sie nur in und durch unsere Mundart leben kann.

Dies zeigt sich am deutlichsten in ganz kleinen Mundartgemeinden Graubündens, die nicht den Nachbarmundarten anlehnen können und deshalb ihren Halt verlieren und zerbröckeln. Gleichzeitig weicht das gemeinsame Selbstbewußtsein ihrer Träger einer zunehmenden Unsicherheit: Die angestammte Art, die Bräuche, kurz alles sprachenverankerte Herkommen gerät ins Rutschen und zerfällt, und man beginnt plan- und stilllos Fremdes nachzuäffen. Eine bestimmte Gemeinde gar, die auf dem Kreuzungspunkt zweier rätoromanischer und zweier schweizerdeutscher Mundarten liegt, ist völlig verfaulderwelscht. Ihre Einwohner vermögen keine der vier umliegenden Mundarten mehr zu reden, „wie's de Bruuch ischt“. Mit dieser unglücklichen Wandlung aber ist auch der geistige Inhalt dieser Gemeinde bedroht: Es gibt dort kein gemeinsames Brauchtum und hergebrachtes Dorfleben mehr, und die Weistümer der Vorfahren sind im Winde verweht.

Dieses unverschuldete Einzelschicksal des Mundartzerfalls haben sich unsere welschen Mit-

eidgenossen als Gesamtschicksal schuldhaft selbst bereitet, indem sie ihr Patois selber zugunsten des Schriftfranzösischen verstießen und zerstörten. Aber mit der leichtsinnigen Zertrümmerung dieses altehrwürdigen Sprachgefäßes ist auch viel wertvolles welsch-schweizerisches Volkstum zerronnen und in der Vergessenheit versickert. Hier dürfte auch eine tiefere Ursache des welsch-schweizerischen „malaise“ gegenüber den Deutschschweizern schwelen: Sie haben sich selber ihr ureigenstes welsches Schweizertum ausgehöhlt und so eine Leere geschaffen, wo wir reiche Fülle bewahrt haben, Leere aber saugt Fülle an. Daher saugt jetzt ihr von seinem ursprünglichen Gehalt entblößte französischer Sprachraum als Ersatz unser Schweizerdeutsch in seine tägliche Umgangssprache auf.

Wert und Wirkung von Mundartgemeinschaften liegen nicht nur im Lautcharakter: Sie bewahren noch andere, geistige Güter: Die vielen ererbten Redensarten und Gesprächsformen (man denke zum Beispiel an die mancherlei Grußsitten), bedingen auch gleiches Anschauen, Empfinden und Denken. Ebenso werden die Bräuche durch die eingeflochtenen Reden, Gegenreden, Formeln und Sprüche gemeinschaftsgültig verankert — wie übrigens auch die landesüblichen Formen des Gesprächsverkehrs. Man vergegenwärtige sich ferner auch einmal den gewaltigen Reichtum unserer Mundarten an festen Redewendungen, Gesprächsformeln, an Sprich- und Sagwörtern, an Sprüchen, Zauberstrophen (wo kein Wort verrückt werden darf; weil die Zauberwirkung sonst sofort erlöschen würde!) an Kinderversen (oft mit uralten magischen Inhalten), an stab- und endgereimtem Weisheitsschatz, an allgemeingültigen Erfahrungssätzen usw. Ein Meer von seelischen Werten und kulturellen Reichtümern, die uns größtenteils verloren gingen, wenn wir unsere angestammte, mütterlich spendende und bewahrende Mundart würdelos an eine Schriftsprache verrieten.

Th. E. Blatter